

Das Tagewerk eines Sonnenkönigs.

Nach der Beseitigung des Königreiches wurde der Hausrath des Schlosses von Versailles öffentlich versteigert, und von dem ungeheuren Reichthum, der aufgespeichert war, kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man erfährt, daß die Versteigerung ohne Unterbrechung ein volles Jahr lang dauerte, vom 25. August 1793 bis zum 20. August 1794. Die Menge der Möbel erstreckt sich aus der Zahl der Menschen, die das Schloß bewohnten: an die Zehntausend. Dabei wurde auch die Schatzkammer des Königs und die Kasse der Königin versteigert; die Drebbant und Werkzeuge Ludwigs XIV. ergielten 1883 Livres, die Einrichtung der Kasse Marie Antoinettes 514 Livres.

Ludwig der XVI. war ein guter Schlosser und seine Frau war eine geschäftige Gärtnerin und Sennin. Beide fanden viel mehr Vergnügen bei diesem Zeitvertreib als bei den Handlungen, die ihnen von ihrer königlichen Stellung vorgeschrieben wurden. Recht im Gegensatz zu dem Leben dieser beschriebenen Bürgerleute, welche ein unglückliches Geschick zu den Erben des französischen Thrones gemacht hatte, steht das Gebahren des Sonnenkönigs Ludwig XIV., dessen Saal von dem Schlosser und der Milchbawerin eingeerntet wurde. Ein soeben erschienen Buch über Versailles von Victor Bertrand (Versailles, ce qu'il fut, ce qu'il est, ce qu'il devient etc., par Victor Bertrand, Paris, Librairie Plon) berichtet nach Aufzeichnungen der Zeitgenossen, wie das Tagewerk des großen Königs aussah, und die Sache klingt heute so wunderbar, daß die Weitererzählung lohnt.

Im siebzehnten Jahrhundert waren die Angehörigen der königlichen Familie in Frankreich Halbgötter, der König war aber einfach ein Gott, der den gewöhnlichen Sterblichen überhaupt nicht erschien, und der sich nur einem ganz engen Kreise nahe genug zeigte, daß man sich von seiner Menschlichkeit hätte überzeugen können. Der Gottvater Zeus in seinem Olymp hat es lange nicht so gut wie Ludwig XIV. in Versailles, er wird lange nicht so respektirt, lange nicht so gut bedient. Eine ganze Armee von Bedienten durchwimmelt den Palast am frühen Morgen, ehe der König aufgestanden ist. In dieser Armee giebt es nicht weniger Grade als in dem Heere der Kriegsgente. An der Spitze steht der Großkammerherr, dann kommen die ersten Edelleute der Kammer, die Pagen der Kammer, die Gouverneure und die Precepteure, deren Titel ich nicht ins Deutsche übersetzen kann, weil dabei sicherlich etwas falsches herauskame; es folgen die Schließer der Vorkammer, die vier ersten gewöhnlichen Kammerdiener, die Kammerdiener par quartier, was immer das sein mag, die Mantelträger ordinaires und par quartier, die Barbierer, Tapezierer, Uhrmacher, Träger und Knechte. Auf der anderen Seite erscheint der Großmeister der Garderobe mit den Meistern und den Dienern der Garderobe ordinaires und par quartier, die „ordinären“ Edelleute, die Schließer und Sekretäre des Kabinetts, alles zusammen 198 Personen, denen der intime Dienst obliegt. Jeder hat sein festes Amt, da giebt es einen Diener, der den Mantel halten muß, ein anderer hat als ausschließliche Beschäftigung, den Stuhl des Königs zu halten und zu pflegen, ein dritter fängt den König und trocknet ihn ab, wenn er gebadet hat, ein vierter besorgt die Zimmerhunde, ein fünfter besorgt ausschließlich mit der königlichen Halsbinde usf.

Die am Abend vorher vom König bestimmte Stunde des Lebers schlägt; nacheinander treten fünf verschiedene Kategorien von Höflingen bei dem Gotte ein. Zuerst erscheint die Entree familière, bestehend aus dem Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Geblütes; nach ihnen die große Entree, der Großkammerherr, der erste Edelmann der Kammer, der Leibarzt. Der Großkammerherr läßt den König die Perrücke wählen, die er aus der Perrückenkammer geholt hat, dann legt er ihm unterstützt von dem ersten Kammerherrn, einen Schlafrock an und schiebt ihm einen Sessel unter. Unterdessen erscheint die dritte Kategorie, die Entree des bretons, die alsbald nach dem Empfang weiterzieht. Die vierte Entree ist die der Kammer und besteht aus dem Großoffizier, den Geistlichen, dem Kapellmeister und einigen fünfzig anderen Beamten des Schlosses. Während er alle diese Menschen empfängt, wäscht sich der König und kleidet sich an. Zwei Pagen ziehen ihm die Pantoffeln aus, der Großmeister der Garderobe schiebt seine Nachhaken an, der erste Kammerdiener der Garderobe am linken Armel, und beide überliefern dieses Kleinod einem Offizier der Garderobe, während ein Kammerdiener das in einem Leber aus Taffel stehende Taubend bringt. Um dieses Emd entpinnnt sich mitunter ein heiser Kampf, denn es ist die allerhöchste Ehre, es dem König zu halten, damit er Kopf und Arme durchschneide. Diese

Ehre gebührt vor allen den Prinzen aus königlichem Geblüt, dann den legitime Bastarden, endlich dem Großkammerherrn oder dem ersten Kammerdiener. Nicht immer ist ganz klar, wem die Ehre unter den Anwesenden gebührt, und dann kommt es zu langen Zankereien und Streitereien, denen erst das Nachwort, des inzwischen nach dastehenden Königs ein Ende macht.

Lebrigens verliert der König seine Zeit nicht: während er sich ankleidet, widelt er die wichtigsten Geschäfte ab. Ludwig XIV. war nicht nur ein Genüßmenschen, sondern er war wirklich König, er war sein eigener Kanzler und besorgte alle Geschäfte seines Reichs fast in dem gleichen Maße wie später Napoleon I. Sehr viel davon wurde während dem Leber abgemacht, und die zahlreichen Personen, die zugelassen wurden, kamen nicht nur um der Ceremonie beizuwohnen, sondern um die Anordnungen und Befehle des Königs zu empfangen. Beim Leber ernannte er die obersten Befehlshaber und die wichtigeren Offiziere seiner Feldzüge und vergab die höchsten Kommandos an Königsreiche, und zwar folgte er dabei nicht einer Augenblicksmeinung, sondern er führte aus, was er sich in der Nacht überlegt hatte.

Nach dem Leber begab sich der König in den Staatsrath oder zur Messe, und je nach der Wichtigkeit der vorliegenden Geschäfte ging das eine oder andere vor. Gegen ein Uhr brachten zwei Kammerdiener ein Frühstück in das Zimmer des Königs. Ludwig aß allein und ließ sich während der Mahlzeit, die nie länger als drei Viertelstunden dauerte, vorlesen. Racine, den der König 1667 zum königlichen Historiographen ernannt hatte, wurde oft zu dieser Ehre herangezogen. Nach dem Frühstück ging der König im Park spazieren oder er fuhr nach Trianon oder Marly oder endlich, und das war das gewöhnliche, er ritt auf die Jagd. Um drei Uhr Nachmittags empfing Ludwig wieder seine Minister, danach wechselte er mit einem nicht ganz so umständlichen Ceremoniell wie am Morgen die Toilette, und die Empfänge des Abends begannen. Wie aus einem Berichte der Madame de Sevigné erhellt, zeigte sich der König dabei sehr umgänglich und liebenswürdig, indem er mit den Damen plauderte und den höflichen Cavalier herabsehrte.

Um zehn Uhr speiste Ludwig und zwar à son grand couvert an den Empfangstagen, à son petit couvert an den gewöhnlichen Tagen. Nach dem Essen spazierte er noch einmal durch die Säle, plauderte und nahm Theil an den Spielen und zog sich endlich gegen Mitternacht in sein Schlafzimmer zurück, wo er in fast ebenso zahlreicher Gesellschaft wie am Morgen entkleidet und zu Bett gebracht wurde. Saint-Simon hat ausführlich berichtet, wie der König auf seinen Feldzügen lebte. Während er in Versailles fast immer allein speiste, zog er bei seinen Feldzügen zahlreiche Gäste an seine Tafel, und Saint-Simon erzählt:

„Bei diesen Mahlzeiten war Jedermann bedeckt; den Hut abzunehmen, wäre ein Fehler gewesen, auf den man sofort aufmerksam gemacht worden wäre; auch Monseigneur hatte den Hut auf dem Kopf, der König allein war unbedeckt. Man nahm den Hut ab, wenn der König mit einem sprach, oder um den König anzureden. Im Gespräch mit den königlichen Prinzen legte man nur die Hand an den Hut.“

Das offizielle Reglement der königlichen Tafel enthält im Jahre 1712 unter anderen die folgenden Vorschriften: Wenn der Huiffier des Saales den Befehl erhalten hat, das Couvert des Königs auftragen zu lassen, geht er in den Saal der Leibgarde, schlägt mit seinem Stabe an die Thür ihres Saales und sagt mit lauter Stimme: „Messieurs, au couvert bu Roi!“ Dann geht er mit einem Garbissen an das Amt des Mundschentens. Der Obermundschent bringt das Schiff, (dies war ein silbernes Gefäß von der Form eines Schiffes, welches das Salzfaß, die Mundlucher und die Vorlegbestecke enthielt, und vor dem, wenn es vorgebetragen wurde, Jedermann, auch die königlichen Prinzen, salutieren müssen, ebenso wie dies vor dem Bette des Königs vorgeschrieben war), die anderen Diener bringen das übrige Tischgeräth. Der Garbist und der Huiffier gehen neben dem Schiffe, ein anderer Huiffier geht davor mit seinem Stabe in der Hand. Am Tische angekommen, breitet zuerst der Huiffier des Saales ein Tischtuch über das Büffet aus, dann legen der Obermundschent und der Huiffier des Saales zusammen das Tischgeschloß auf den Speisetisch, und zwar muß der Huiffier die beiden Tuschpfele auffangen, die ihm der Mundschent geschickt zuwirft. Dann decken die Schiffe des Mundschents den Tisch vollends, und der dienende Edelmann versucht das Brot, das Salz, die Zahnhocher und das übrige für den König bestimmte Geräth.

In dieser ausführlichen Weise geht die Instruktion weiter, indessen ist sie doch nicht ausführlich genug, daß wir wissen könnten, wie der Gentilhomme

de service eigentlich die königlichen Zahnhocher probieren mußte. Nachdem der Tisch ordentlich gedeckt ist, geht der Huiffier mit seinem Stabe wieder an die Thür und ruft: „Meine Herren, das Fleisch des Königs!“ Und das Fleisch wird aufgetragen; zwei Garbissen eröffnen den Zug, es folgen der Huiffier des Saales, der Maître d'hotel, der das Brot vorlegende Edelmann, der General-Controllieur und sein Gehilfe. Dann endlich kommen die Träger des Fleisches und hinter ihnen marschiren der Küchenknabe (Coucher de cuisine), der Geschirraufseher und schließlich wieder zwei Garbissen, die achtsagen, daß kein Mensch dem Fleische zu nahe kommt.

Der Tafeldienst ist zu lang und zu umständlich, als daß wir ihm noch weiter folgen könnten, aber wie Ludwig trank, muß doch noch beschrieben werden:

„Sobald der König zu trinken verlangt, schreit der Bediente laut: „A boire pour le Roi!“, macht eine Verbeugung vor Seiner Majestät, geht ans Büffet und nimmt aus den Händen des Chefs der Mundkellerei die goldene Untertasse und das Deckelglas, sowie die beiden, mit Wein und Wasser gefüllten Kristallflaschen, dann kommt er zurück, und vor ihm her geht der Chef, hinter ihm der Gehilfe der Mundkellerei. Wenn alle drei am Tische des Königs angelangt sind, tritt der Chef zur Seite, und der dienende Edelmann gießt aus den Flaschen ein wenig Wein und Wasser in den vergoldeten Probeteller, welchen der Chef hält. Der Chef gießt die Hälfte davon in den anderen Probeteller, welchen sein Gehilfe hält. Danach koflet der dienende Edelmann aus dem einen, der Chef aus dem andern Probeteller, beide Bedienten werden dem Gehilfen zurückgegeben, und jetzt präsentirt der dienende Edelmann mit einer Verbeugung Seiner Majestät das Glas und die Flaschen. Der König bedient sich selbst mit Wein und Wasser, und nachdem er getrunken, das Glas wieder auf die Unterlaffe gestellt hat, nimmt der dienende Edelmann wieder Glas und Flaschen, macht seine Verbeugung vor Seiner Majestät und gießt alles dem Chef der Mundkellerei zurück, der das Geräth wieder zum Büffet trägt.“

Eines solchen Apparates bedurfte es, wenn Ludwig trinken wollte und man muß sagen der Mann der es etwa ausübt der sich dabei in seinem Element fühlt, ist ein Liebermensch. Was ist ein konstitutioneller Monarch gegen einen Sonnenkönig? Ludwig XIV. hätte sich lieber bei lebendigem Leibe ausnehmen und austreten lassen, als Bürgerkönig vom Schläge Ludwig Philippus zu werden.

Karl Eugen Schmidt.

Amerikanische Flottenübungen.

Seit den Erfahrungen und Resultaten des russisch-japanischen Krieges sind alle Kriegs- und Marineschiffe bemüht gewesen, ihre Wehrfähigkeit zu fördern; besondere Aufmerksamkeit hat man der Entwicklung des Torpedos geschenkt. Alle Einzelheiten über die Konstruktion und Verbesserung dieser Waffe werden natürlich im Staatsinteresse streng geheim gehalten, doch sind einige Angaben in die Öffentlichkeit gelangt. Die Torpedos, mit denen die amerikanische Marine jetzt Versuche anstellt, sind vom 45 cm-Kaliber auf 53 cm. gesteigert und im Stande, 5000 Meter weit zu laufen. Als besondere Neuerung haben sie Turbinenantrieb, während alle anderen durch Dampf- oder Preßluft getrieben werden. Als Sprengladung führen sie über 200 Pfund nasse gepresste Schießwolle mit sich. Die englische Flotte soll einen Torpedo — nach dem Erfinder Garbasta genannt — haben, der bei über 30 Kilometer Stundengeschwindigkeit 9000 Meter weit zu laufen vermag. Der Torpedo stellt ein wahres Meisterwerk technischer Erfindungskraft dar. Auf den denkbar geringsten Raum zusammengepackt, birgt er ungeheure Kräfte in sich, im Kopfschild die Sprengladung und im zweiten, sogenannten „sekretären Theil“ die Maschinerie, die ihm mit 150 Pferdekraften die Eigenbewegung gibt. Außerdem ist ein Gyroskop nach Art des Schiffskreises eingebaut, das sich im Moment des Ablaufs in schnellste Umdrehung setzt und den Tieflauf, d. h. die beim Abschluß eingestellte Wassertiefe bauern einhält. Außerdem trägt der Torpedo eine Graublaufvorrichtung, die bei starken Abweichungen von der Schußlinie, die das gefährliche Fahrzeug etwa in die Reihen der eigenen Schiffe führen könnten, die Explosionsvorrichtung am Funktionieren verhindert. Die Kosten dieser modernsten Waffe sind ungeheuer, ein Torpedoschiff kostet 25.000 Mark, aber das Resultat, das ein guter Torpedoträger erzielen kann, die vollkommene Kampfunfähigkeit oder gar Vernichtung des größten feindlichen Schlachtschiffes, scheint den hohen Einsatz werth zu sein.

Aus München.

Kellnerin zum Privatier Meier, als sie bemerkt, daß sein Nachtrag geleert ist: „Noch eins, Herr Meier.“ Meier: „Wie kommen Sie dazu, zu fragen? Sagen Sie mir, wann habe ich schon mal teins meyr getrunken?“

Der Tod des Kawaffen Marco.

Tripolis. Der See wind trug die harten Töne der Schläge aus der grünen Dase in die Stadt, die vom Eisen der fremden Eroberer starrt. Und ihr Volk, dessen Herren und Reiche es schimpflich verschachteten, horchte auf, und wenn die dumpfen Schläge der Schiffsgeschütze herüber donnerten, blitzten die dunklen Augen auf, und ein spöttisches Lächeln spielte auf den gelben und braunen und schwarzen Gesichtern. Nun waren die Brüder, die Araber, aus den Bergen gekommen und aus der endlosen Wüste ringsum, und ein „großer Krieger“ der Osmanen führte sie gegen die Ungläubigen. Was mag in den Herzen derer gepocht haben, die seit Jahrhunderten unterthan, was in den Klagen aus dem Fezzan, wo der stolze Schlag der dunklen Kasse heranwächst und heute noch seine Kinder verkauft? Das Volk, das nur durch den Glauben eins ist, fühlte sich wie ein Stamm. Falsche Schwüre und kleine Wohlthaten waren vergessen — nur noch der Feind stand da vor Allen. Da züngelte der Haß empor, und die blaffen Gesichter der Furcht tauchten am hellen Mittag auf in allen Straßen, auf allen Plätzen.

Dann zückte der Haß die scharfgeschliffenen langen Messer und mehr als einer der Fremden fiel. Zu dieser Stunde hütelte Hussein Ben Hammed, den wir Marco nannten, das Haus, das die deutsche Fahne trägt. Der Konsul war am Morgen weggegangen, den armen Türken zu helfen, die ein großes Schiff über und über füllten, um nach ihrer Heimath zurückzuführen. Marco war Kawaff und konnte seine Pflichten. Fast ein Knabe noch, fühlte er sich doch als Mann. Unter des Konsuls Leitung hatte er zwei Jahre gestanden. Sein Schritt war fest und grade geworden, sein Auge hell und gut. Liebenswürdig und hilfsbereit war er allen erschienen, in seinem Herrn erkannte er den Höheren, der zu Recht befiehlt. Und nun hütelte er das Haus. Da tobt der Aufbruch auf, Gesdrei und Lärm. Fühlte da Marco den lodernen Haß? Erlürzte er hinaus, den Fremden zu erlösen? Ein Soldat lag tod da. Andere kamen und führten Marco hinweg.

Tage darauf war die Stille des Todes über die Stadt geblieben. Die Raue rüffel sich. Am Morgen fielen die ersten Opfer. Sechs nebeneinander standen sie an der schmalen Mauer, der Hof war voll von Hunderten ihrer Genossen, die den Sterbenden zum Abschied Beifall klatschten. Gegen Abend aber erschien das Gericht auf offenem Platz, um mitten in den starrenden Bajonetten das Werk der Gerechtigkeit zu üben, das nur im Frieden geüben kann.

Hussein Ben Hammed war des Nordes angeklagt. Die Zeugen erschienen und berichteten, wie er aus dem Konsulat herausgestürzt, wie er ein Dolchmesser geschwungen, wie er sich über den Soldaten gebeugt, den andere zu Boden geworfen. Dann hatte man das Messer gesucht, ein Freund Marcos hatte gezeigt, wo man seinen Dolch finden konnte, tief versteckt unter Holzstößen. Klar und blank zog man es heraus. Hatte er Zeit gehabt, die Blutspuren zu tilgen? Hatten die Kohlen sie ausgeleckt? Die Zeugen widersprechen sich in mehr als einem Punkte, der wichtigste war ein Knabe. . . . Aber man hatte sie verurteilt und alle Formen des Rechts gewahrt. Die Lateiner haben den heiligen Rechtspruch aufgestellt, daß der Zweifel für den Beschuldigten reben muß. Aber wer wachte den Neger zu vertheidigen. Ein Offizier war dazu befohlen. Er that seine Pflicht — aber nicht mehr als dies. Und dies war nur zu wenig.

Hastig berichteten sie mir alles, als ich auf den Balkon hinaustrat, unter dem sich das Schauspiel vollzog. Die tragische Baue der Entscheidung war eingetreten. Die Richter hatten sich zurückgezogen ins Haus, in dem jeder Raum vollgepfopft war mit Waffen, modernen Mauerstutzen, uralten Beduinensinten mit schlankem, silberbeschlagenem Lauf. Dicht gedrängt standen wir auf dem Balkon, lauter Berichterstatter. Die kühle Ruhe des Berufes war dahin. Das Fieber der Panik brannte auch im Auge und in den Worten Aller. Wie die Besucher des Circus für den unterlegenen Kämpfer mit abwärts gekehrtem Daumen den Tod forderten, so beifanden sie blutige Raue. Keiner fragte nach Recht und Zweifel. Nur häßliche Worte des Hohns und der Verachtung, bubenhafter Schimpf, Flüche, wie man sie Nachts von Betrunknen hört in unseren Vorstädten. Zwei oder drei schwiegen. Sie mochten an die Männer und Knaben denken, denen man in allen Städten Italiens Denkmal und Inschriften weihet, die auch ihr Leben hingeben für ihr Land und keinen anderen Kampf als den, den das Volk Marcos führt. Unten aber stand die Menge. Spärlicher zwar als sich die Richter wünschten, die das Bild des Entlehens hoch auftrüben wollten, damit jeder es beim Vorübergehen sehen könnten mußte. Für die Menge war Marco immer noch der Kawaff. Für sie bedeutete das Gericht die Ent-



Bauer: Herr Professa — i hätt a große Witt!
 Maler: Na — was wünschen Sie denn?
 Bauer: Ja — unsa beide Knab, 's Söderl, hat a Nadenentzündung kriegt und da hat da Viehdokta a sagt, ma toll dem Söderl 'n Naden ausspüeln — und — weil 's halt gar so schön malen könnst, Herr Professa, mücht i halt gar schön bitten, daß Es unsan Söderl an Naden ausspüeln taten.

schleierung einer Legende von Macht und Größe. Die Türken hatten immer die Abendländer respektirt, ihre Diener selbst standen unter unantastbarem Schutze. Nun kamen die neuen Herren mit Eisen und Feuer ins Land, nicht die Araber und Juden, nur zu beherrschen, sondern auch den Anderen, die man höher achtete als sie, jedes überlieferte Recht zu nehmen und vor allem Volke zu sagen: wir sind mehr denn diese. Was in dieser Stunde zerstört wurde, kann nicht wieder aufgebaut werden.

Marco war nicht mehr Kawaff. Der Konsul hatte ihm alle Zeichen abgenommen, er stand da im weißen Burnus wie irgend einer seines Stammes, aufrecht und gelassen zwischen den Arabierern, die ihn in engen Fesseln hielten, mitten im Viereck, das von zweihundert Soldaten gebildet war. Er wartete auf sein Schicksal. Indessen wurde er zum Ziel der Neugier und selbst unten zwischen den Soldaten richteten sich Objekte auf ihn, um sein Bild festzuhalten. Er wartete ruhig und richtete nicht einen Blick nach oben. Er wußte nicht und sah nicht, wie außerhalb des stählernen Vierecks Andere warteten wie er, ein Duzend vielleicht, zerlumpte arme Bettler, um die sich nicht einmal der Haß und die Neugier kümmerten. Er wußte nicht, daß das Schauspiel, in dessen Mitte er stand, eine Verzierung war, daß zur selben Stunde schon draußen in der Dase hunderte der Seinen rücksichtslos niederknallt wurden, auch Frauen und Kinder, daß ihre Leiden liegen blieben, bis sie die Luft verpesteten und sich ein Grab im Sand erzwoanen, daß Andere wieder im Meere trieben, daß den Wellen gegen den Strand ihres Landes geschlagen und wieder zurückgezerrt. Eine Hand legte sich auf meine Schulter. Ich sah in ein Gesicht, in dem dieselbe Herzensangst lag, die mir die Brust zusammenschürte. Es war ein Herr, ein hochstehender Europäer, der den zu Richtenden gefann. „Armer Jung!“ Der Freund und ich blieben zusammen, die Einzigen vielleicht, die von Marco mehr wußten, als die einzige von Zeugen geschwätzt berichtete Episode.

Da wurde es still. Ein Diener trat unten aus dem Haus, ordnete Tische und Stühle und verschwand. Dann kamen die Herren des Gerichts, langsam und feierlich und stellten sich hinter die Tische. Lauter Uniformen, wie ein Sinnbild dafür, daß nicht der Unparteiliche urtheilt, sondern einer, der feinesäulichen rächen wollte. Ein kurzer Befehl, die Soldaten präsentiren, Alles erhebt sich, die Offiziere legen ihre Tropfenhelme mit den blauen Schleifen auf die Tische. Leise, so leise, daß Marco ihn kaum hören kann, liest der Vorlesende das Urtheil, langsam jedes Wort betonend.

Am Namen seiner Majestät des Königs von Italien.
 Die Offiziere legen die Hand an die Seiten.
 Die hundertjährigen Formeln tönten festlich wieder, umständlich und araufsam, weil sie das Warten verlängerten, ohne Nutzen. Es wurde die Anklage wiederholt, dann der Name Marcos', dessen Alter unbekannt war, weil keiner der Eingebornen es kennt, endlich die Erwägungen. „Schuldig erkannt der Tödtung, begangen mit Vorbedacht.“ Mehr als einmal habe ich in Italien den wunden und mondbelangen Verhandlungen gefolgt, in denen Klarheit über diese schwere Frage geschaffen werden sollte. Hier war sie erschaffen. Verurtheilt waren verurtheilt. Worte hatten andere Verthe bekommen. Nach den Aussagen der Zeugen konnte Marco die That nicht überlebet haben. Acht Tage vorher hatte er schwerer erkrankt. Sein Herr hatte dies den Richtern schriftlich mitgeteilt.
 Dann das Todesurtheil. Eine leise Bewegung geht durch alle. Sie schauen oekannt auf die Gestalt, die unbewußlich inmitten steht. Marco hat nichts verändert. Zwei Soldaten führen ihn vor, ein Offizier spricht arabisch zu ihm, halblaut, fast flüchtig, einen Augenblick scheint er zu warten.

Ein Murren des Beifalls ringsum. Dann schreitet Marco hinaus, achtsam, aber immer noch aufrecht.

Eine Viertelstunde vergeht. Am Meer neben dem Serail hatte man eine Reihe von Soldaten aufgestellt, eine zweite fünfzig Schritt weiter, die Menge fernzuhalten. Nur die Berichterstatter dürfen hinzutreten. Hastig suchten sie ihre Plätze. Mein Freund und ich sind zurückgeblieben, wir wollten nicht sehen, wir möchten Marco einen letzten Gruß bringen, mit einem Blick nur, damit er nicht ganz allein sich fühle in der Hand seiner Feinde. Wir sehen acht Mann antreten am Strand, ein Offizier prüft ihre Gewehre und stellt sich, den entblößten Säbel festend, zur Seite. Dann eilt ein Bote zurück, zum Hause des Gerichts. Durch unsere Reihen hindurch führen die Soldaten die weiße Gestalt. Marco hat den Burnus sich um das Haupt gewunden. Er schaut nicht zur Seite, unser stummer Gruß ist nutzlos. Fest und sicher geht er die fünfzig Schritt — dann sehen wir ihn durch die entfernte Reihen hindurchtreten, hinter einer kleinen Quermauer verschwinden. Die Augenblicke sind voller tödtlicher Erwartung. Ich schaue auf die Uhr.

Nun erhebt der Offizier seinen Säbel. Es wird so still, daß man ein Herz schlagen hört. Dann senkt sich das blinde Zeichen, ein scharfes Knattern. . . . Ist es vorüber? Noch bebt die Stille weiter. Und ein Kommando ertönt vorn, eine ängstliche Bewegung zittert unter den Neugierigen, als wollte ein Schicksal ihnen die Beute entreißen. Endlich, nach bangem Warten, ein neuer Ruf. Wieder fallen Schiffe, nicht mehr zusammen, takt-akt-takt, einer nach dem anderen. Waren es sieben oder acht? Unsere Herzen heben höher.

Und nun noch die fürchterliche Stille. Keine Klage, kein Ruf. Nun tritt der Arzt an den verwundeten Leib heran, der nach der ersten Salve aufrecht geblieben war und endlich am Boden liegt. Noch zuckt es in ihm. Wir ahnen nur die fürchterliche Wahrheit. Dann löst ein einzelner heller Anruf herüber. Ein Offizier hat ihm mit der Pistole den Rest gegeben. Vor uns stehen zwei hohe Offiziere, die zitternd gewartet hatten. Klar und deutlich sagt der eine dem anderen: „Vergogna!“ Schmach und Schande für den? Für die Leute, die vielleicht nie zuvor in ihrem Leben den Tod geschaut und deren Hände zitterten, als sie ihn selber nun hinausenden wollten?

Marco's Martyrium ist nicht vollbracht. Wieder eine Pause, wieder muß ein Arzt ihn prüfen. Und nochmals fällt ein Schuß. . . .

Sechs Minuten sind seit dem ersten Zeichen vergangen.
 Dann flürzt sich alles auf die Stelle, wo in Schutt und Unrath, der Berichtete liegt. Einen Blick nur warf ich auf ihn. Er war ganz verborgen im weißen Burnus, über den Blut floß. Und so blieb er liegen, noch im Tode den Feinden ein Gespött.
 Dr. Walter Weibel.



Erster: „Wie haben Sie's denn nur angefangen, daß Sie den Hofen getroffen haben?“
 Zweiter: „Ganz einfach! Sonst habe ich immer auf die Hofen gezielt und die Treiber getroffen, die'smal hab' ich auf die Treiber gezielt und den Hofen getroffen!“